

Intersektionalität und Hegemonie(selbst)kritik

GABRIELE DIETZE

1. Interkulturalität versus Intersektionalität

Begriffe wie Transkulturalität, Transnationalität oder Diaspora haben eine politische Funktion. Sie bestreiten oder korrigieren Weltwahrnehmungen, die Homogenität, Abstammung, Territorium oder Nation für zentrale Kriterien der Beschreibung von Menschengruppen im Zeitalter der Globalisierung halten. Transkulturalitätskonzepte positionieren sich gegen Ausschlussmechanismen, die der Konflikt- und Gewaltforscher Wilhelm Heitmeyer »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« nennt (Heitmeyer 2006). In Deutschland ist der Begriff der Transkulturalität über Wolfgang Welsch popularisiert worden. Er macht Vernetzungen und Vermischungen sowohl innerhalb von Gastkulturen wie von Diasporas stark.

»Der traditionelle Kulturbegriff scheitert heute an der inneren Differenziertheit und Komplexität der modernen Kulturen. Moderne Kulturen sind durch eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensformen und Lebensstile gekennzeichnet. Ferner ist die klassische separatistische Kulturvorstellung durch die äußere Vernetzung der Kulturen überholt. Die Kulturen sind hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander. [...] Die neuartigen Verflechtungen sind eine Folge von Migrationsprozessen sowie von weltweiten materiellen und immateriellen Kommunikationssystemen (internationaler Verkehr und Datenetze) und von ökonomischen Interdependenzen.« (Welsch 2002: o.S.)

Im Folgenden soll Transkulturalität mit einer antirassistischen Gender-Perspektive gegengelesen werden, die für ein ähnliches Problemfeld mit dem Begriff der Intersektionalität operiert. Auf den ersten Blick ergeben sich dabei zwei Probleme. Das erste steckt in dem Kulturbegriff selbst.

So sehr Welsch ihn über die Frage von Nation und Ethnie erweitert und von einer ›Kreolisierung der Kulturen‹ spricht, so bleibt doch ›Kultur‹ als distinkte Figuration von sozialen Praxen, Techniken und Verkehrsformen die zentrale Bezugsgröße. Klassifizierung nach mentaler Zugehörigkeit (kulturalistischer Ansatz) oder signifikanten Unterschieden zu jeweils herrschenden Gruppierungen (differentialistischer Ansatz) sind nicht frei von rassisierenden Logiken. Denn mit dem abgelehnten biologischen Rassismus teilen sie eine Zuordnung von Menschengruppen nach Herkunft und sehr häufig auch eine Einschätzung der Unveränderlichkeit dieser Merkmale. Man spricht in modernen Rassismustheorien deshalb auch von ›kulturalistischen‹ (vgl. Hall 2000) und ›differentialistischen‹ (vgl. Balibar 1990) Rassismen.

Nun zum zweiten Problem: In einer Kartierung der Forschungsperspektive ›Transkulturelle Genderforschung‹ ist darauf hingewiesen worden, dass Welschs Ansatz neben einer systematischen Vernachlässigung einer Gender-Perspektive auch generell dem Problem der Machtverteilung ausweicht (vgl. Saal 2007: 27). Zwar geht es ihm um eine Dehierarchisierung von hegemonialen und marginalisierten ›Kulturen‹, dabei werden aber andere Felder von Machtverteilung (Klasse, Geschlecht, sexuelle Orientierung) ausgeblendet. Trotz des ausgesprochenen Plädoyers für die Uneindeutigkeit, Vermischung und Flexibilität im Transkulturalitätskonzept werden Menschen nach *Gruppen*mitgliedschaften betrachtet, allerdings von solchen, die jenseits von Nation und Staatsbürgerschaft angesiedelt sind. Individuen, wiewohl nach Welsch als »kulturelle Mischlinge« verstanden, werden in der Regel als geschlossene Einheiten gesehen.

Von Seiten einer machtsensiblen Genderforschung ist einzuwenden, dass Individuen jenseits ihrer kulturellen Zugehörigkeit und transkulturellen Vernetzung je einzelne Statusprivilegien oder Deprivilegierungen verkörpern, die *nicht* von ihrer ›Kultur‹, sondern von Klasse, Geschlecht und Sexualität abhängen. Obwohl man einer ähnlichen Fragestellung nachgeht, wie sie der Begriff der Transkulturalität bearbeiten will, liegt der Schwerpunkt (der Genehmigung) auf dem Begriff der ›Intersektionalität‹. Dieser sieht den kritischen Hebel in der Zusammengesetztheit einzelner

1 | Es handelt sich hier um eine direkte Rückübersetzung von ›intersectionality‹. Gegen die Begriffsbildung kann eingewendet werden, dass ›Sektionalität‹ suggeriert, dass es sich bei diesen um jeweils ungemischte Abschnitte handelt, es also für alle ›gleiche‹ Geschlechter, ›Rassen‹ und Sexualitäten gäbe. Im Deutschen wird z.T. der Begriff Interdependenz bevorzugt. Im Sinne von ›voneinander abhängen‹ bietet er ein flexibleres Modell der gegenseitigen Beeinflussung und Modifikation der Felder als die Vorstellung von abgegrenzten ›Sektionen‹ (vgl. Walgenbach u.a. 2007).

Individuen. Eine intersektionale Perspektive fragt nach unterschiedlichen Gruppenmitgliedschaften *einzelner* Individuen, z.B. nach Gender, ›Rasse‹/Ethnizität, Klasse, Sexualität, Nation, Religion, Lokalität, Alter und Befähigung. Die Liste ist notwendigerweise unabschließbar.

Mit einem Zugang über Intersektionalität kann sowohl die Frage von Machtverteilung wie die Frage von Transkulturalität betrachtet werden. Auf die Kategorie Frau perspektiviert beschreibt eine intersektionale Analyse folgende Ausgangssituation: *Alle* Frauen nehmen in ihrer Bezugs-›Kultur‹ eine (jeweils verschiedene, aber) untergeordnete Position ein. *Einige* Frauen (›weiße‹ und/oder Oberschichtfrauen) gehören gleichzeitig einer hegemonialen Statusgruppe an. *Viele* andere Frauen (›nicht-weiße‹, arme, alte, kranke, ›weiße‹ und ›nicht-weiße‹ homosexuelle Frauen) wiederum fühlen sich von diesen Frauen unterdrückt. Betrachtet man dieses Ausgangstableau, wird klar, dass das Forschungsdesign über die Bestandsaufnahme intersektionaler Verfügungen oder von Strategien transkultureller Auflösung hinausgeht. Es wird immer gleichzeitig die Sprechposition des oder der Analysierenden als genuiner Bestandteil der theoretischen Anstrengung reflektiert. Intersektionale Ansätze sind damit nicht nur hegemoniekritisch aufgestellt, sondern sie haben auch einen theoretischen Mechanismus zur Hegemonie(selbst)kritik.

2. ›Verstreute Hegemonien‹

Intersektionale Analysen sehen das Individuum als ein Kompositum unterschiedlicher Felder von machtgestützter oder marginalisierender Differenz. Die transnationalen Feministinnen Inderpal Grewal und Caren Kaplan sprechen deswegen von »scattered hegemonies« (Grewal/Kaplan 1994). Die Zusammengesetztheit der Macht- und Ohnmachtverteilung alleine löst die Beschreibungsdilemmata allerdings noch nicht. Wichtig ist, dass intersektionale Kategorien nicht als Essenz verstanden werden, sondern als kontextabhängig, die auch bezüglich Zeit und Ort variieren können. Dazu eine Anekdote aus einer Begegnung, die ich kürzlich bei einem Wissenschaftlerinnentreffen in Brasilien machte. Die – mehrheitlich ›weißen‹ und mehrheitlich an Fragen von ›Rasse‹ und Ethnizität arbeitenden – Kolleginnen erklärten mir unisono, dass es in Brasilien keine Frauenemanzipationsprobleme gäbe. Ein wenig befremdet auch angesichts der Tatsache, dass Brasilien der zweitgrößte Produzent von Schönheitsoperationen an Frauen ist (aber immerhin einen Anteil von 39 Prozent in der Professorenschaft stellt), forschte ich ein wenig nach und begegnete der Tatsache, dass ausnahmslos alle Frauen der ›weißen‹ Mittelklasse Haushalt und Kinder von ›nicht-weißen‹ gering bezahlten (150 Euro Mindest-

lohn) Dienstmädchen (»empregadas domésticas«) erledigen lassen. D.h. eine Hochschullehrerin hat keine Alltagserfahrung mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in Haushalt und Erziehung, sondern hat dieses Feld Frauen anderer Ethnizität und Klasse übertragen. *Alle* UnterklassenbrasilianerInnen sind »nicht-weiß«. D.h. die Hochschullehrerin sieht sich nicht als »Frau« benachteiligt. Allerdings nimmt sie die pauperisierte Lage ihrer weiblichen Angestellten als Effekt von »Nicht-Weißsein« und Subalternität wahr, die sie wie alle progressiven Wissenschaftlerinnen individuell lindert, indem sie ihrem Dienstmädchen besseren Lohn, Fortbildungen oder Krankenversicherungen zahlt.

Man könnte in einem ähnlichen Feld gegensätzliche Erfahrungen in unseren Breiten machen. Mittelschichtakademikerinnen würden in Deutschland in der Regel Geschlechtsdiskriminierung geltend machen, da man ihnen wegen fehlender staatlicher und privater Kinderbetreuung und dem Unwillen der meisten Partner, die Verantwortung zu teilen, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufbürdet. Sie blenden aber häufig Alltagsberührung mit Ethnizität/Race/Klasse aus, auch wenn sie türkisch/afrikanisch/polnische »Au Pairs«, Putzfrauen und/oder Kindermädchen haben, wie Untersuchungen zum »Chain of Care« zeigen (vgl. Hess 2001). Interessant ist übrigens, dass beide Gesellschaften aus völlig gegensätzlichen Gründen in ihrer Selbstwahrnehmung bestreiten, strukturell rassistisch zu sein. In Deutschland glaubt man aus der spezifischen Holocaustgeschichte heraus, Rassismus überwunden zu haben und tabuisiert alle entsprechenden Anwürfe.² In Brasilien dagegen ist die Überwindung des Rassismus durch Vermischung (»mestiçagem«) Staatsideologie. Eine Interpretation der engen Verbindung von »Nicht-Weißsein« und Klasse (oder eher Subalternität) als Rassismus ist auf diesem Ende der Welt tabuisiert, da angeblich »Rasse« keine Rolle spielt (vgl. Costa 2007). Zentral an den hier entfalteten deutsch/brasilianischen Beispielen ist, dass in je unterschiedlichen lokalen und soziohistorischen Kontexten bei strukturell gleichen Gruppen – hier »weiße« Frauen – Geschlecht als Diskriminierungsfaktor oder als neutral wahrgenommene Statusbeschreibung auftauchen kann.

Neben der Zusammengesetztheit der Individuen und der kontextuellen Variabilität der Kategorien in Raum/Lokalität muss noch ein dritter Faktor bedacht werden. Menschen mögen sich an *einem* Platz, in *einer* Nation aufhalten und trotzdem nicht denselben »sociohistorical space« bewohnen (vgl. Chow 1991: 93). Hier ist die postkoloniale und post-Sklaverei

2 | Siehe dazu Heidenreich 2006 und Kerner, die als »Verschiebung« des nicht anerkannten Rassismus von einem »ethnisierten Verständnis von Staatsbürgerschaft« spricht (Kerner 2005: 232).

Situation von Menschen *aus* den ehemaligen Kolonien oder von Sklavenhandel betroffenen Landstrichen *in* den Ländern der ehemaligen Kolonisierer oder Sklavenhalter angesprochen. Die Unschärfen dieser Dimension von Intersektionalität waren 2008 am Vorwahlkampf des amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Barack Obama von Bedeutung. Die AfroamerikanerInnen reklamierten, dass er als Sohn eines kenianischen Vaters auf keine Erbschaft der Sklaverei zurückblicken könne und damit kein Verständnis für ihre spezifische Lage als rassistisch diskriminierte und sozial deprivilegierte Urenkel von Sklaven haben könne. Das heißt, potentielle schwarze WählerInnen misstrauten ihm, da er nicht denselben ›soziohistorischen‹ Platz einnimmt. Obama wiederum verwies darauf, dass sein Großvater als Koch für die britische Kolonialregierung gearbeitet habe und bis ins hohe Alter als ›Boy‹ angeredet worden sei (vgl. Obama 2006). Auf diese Weise bringt er die verschiedenen Demütigungssituationen, die mit der Hautfarbe schwarz verbunden waren, in Korrespondenz und legitimiert darüber seine Sprechposition. Er bewohnt zwar mit ehemals versklavten Afroamerikanern nicht denselben soziohistorischen Ort, aber einen mit ähnlicher Herabwürdigung belasteten kolonial/postkolonialen Raum. Interessanterweise positioniert sich Obama aber gleichzeitig im klassischen Sinne als transkulturell, indem er immer wieder auf die ›Hybridität‹ seiner Herkunft und Lokalitäten (euroamerikanische Mutter, afrikanischer Vater, Lebensstationen in Hawaii und Indonesien) hinweist, Kreolisierungsmuster aufnimmt. Er entzieht sich damit einer ›Rassen-Zuordnung und betont damit seine Anschlussfähigkeit an unterschiedliche Netzwerke. Obwohl von verschiedenen Seiten eine afroamerikanische ›Identität‹ angerufen wird, versucht er sich postidentitär zu positionieren.

3. Dimensionen von Intersektionalität

Wie arbeitet man mit dem Konzept ›Intersektionalität‹, und welche Erkenntnisse und politischen Schlüsse sind aus einer solchen Perspektive zu gewinnen? Erste Formulierungen stammen interessanterweise von lesbischen afroamerikanischen Feministinnen. ›Weißen‹ Frauen, die ihr Geschlecht als hinreichende Plattform für politische Aktion sahen, hielten sie entgegen, dass sie sich als homosexuelle Afroamerikanerinnen miteinander verknüpfter simultaner und multipler Unterdrückung ausgesetzt sähen, wobei weder Gender, noch ›Rasse‹, noch sexuelle Orientierung als jeweilige Hauptursache verstanden werden könnten (vgl. Combahee 1981). Damit ist eine erste Dimension von Intersektionalität angesprochen, die Simultaneität, also die Ko-Präsenz unterschiedlicher Marginalisierungsformen, ihre Verknüpftheit und ihre Vielschichtigkeit.

Hiermit kommen wir zu einer zweiten Dimension von Intersektionalität. Im bereits erwähnten amerikanischen Nominierungswahlkampf 2008 sahen wir eine ›weiße‹ Frau gegen einen schwarzen Mann antreten. Man konnte überall lesen, dass Frauen und Schwarze (Afroamerikaner) in den USA eine größere Sichtbarkeit und einen größeren Machtanspruch erkämpft haben. Nun hat diese Aussage eine seltsame Auslassung. Wo sind eigentlich die schwarzen Frauen? Die feministische Philosophin Elizabeth Spelman bezeichnet in ihrer Studie »Inessential Women« die im Sprachgebrauch sich durchsetzende Unsichtbarkeit schwarzer Frauen als Intersektionalität (vgl. Spelmann 1988).³ In einer berühmten frühen Anthologie afroamerikanischer Feministinnen hieß der Titel dementsprechend »All the Women are White. All Blacks are Men. Some of us are Brave« (Hull/Scott/Smith 1982). Neben epistemologischen hat diese systematische Blindstelle auch historische Gründe. Diese entsteht über die Gewichtung von Kategorien. In der amerikanischen Geschichte wird das Projekt der Race-Emanzipation (›Civil Rights Movement‹) als ein Projekt der Ermannung gelesen: Eine der wichtigsten Formulierungen des Emanzipationsanspruchs lautete: ›Ich bin ein Mann und kein Sklave‹. Hier werden Frauen unsichtbar. Die Frauenbewegung dagegen wurde und hat sich selbst implizit als ›weiß‹ verstanden. D.h. die Kategorie ›Frau‹ wurde als ›weiß‹ universalisiert. Effekt beider Universalisierungsbewegungen ist die Unsichtbarkeit der schwarzen Frau.

Eine dritte Dimension der Kategorie Intersektionalität betrifft das Verhältnis der unterschiedlichen Kategorien zueinander. Hier taucht die Schwierigkeit auf, dass Kategorien der Unterdrückung in verschiedenen Konzepten wie Doppeldiskriminierung, ›triple oppression‹ oder Mehrfachdiskriminierung addiert, multipliziert und/oder vervielfältigt werden. Solche Ansätze haben mehrere Probleme: Eines besteht darin, dass suggeriert wird, je mehr Aspekte von Benachteiligung identifiziert werden können, desto marginalisierter sei der entsprechende Mensch anzusehen. Davon kann aber nur ausgegangen werden, wenn man annimmt, dass die jeweiligen Kategorien bei jeweils unterschiedlichen Menschen jeweils gleiche Inhalte haben. Nun unterscheidet sich die Geschlechtsposition ›weißer‹ US-Mittelklassefrauen der 1970er Jahre bezüglich Erwerbsarbeit und Selbstwertgefühl von der afroamerikanischen Frauen, die in großer Zahl berufstätig waren und in ihren Familien starke Positionen einnahmen. Und auch die Bezugsgröße ›Patriarchat‹ als gemeinsames Geschlechtsschicksal ist in einer Community mit einem hohen Prozentsatz von Single

3 | Siehe auch die Formulierungen der Juristin Kimberlé Crenshaw von der ›intersectional experiences‹ (vgl. Crenshaw 1998).

Mother Haushalten nicht entscheidend. Außerdem ist Solidarität mit den Rassismuserfahrungen der Männer ein Imperativ.

Zum letzten Punkt ist hinzuzufügen, dass ein falsches Bild von aufeinander gestapelten Unterdrückungen als Steigerungslogik von ›immer schlimmer‹ auch dadurch entsteht, dass die Kategorien jeweils als ›rein‹ verstanden werden, z.B., dass Gender *race*-neutral ist und *race* gender-neutral. Im ersten Fall wird ›Whiteness‹ universell gesetzt und im zweiten Maskulinität.

Es ist also wichtig, Intersektionalität nicht als Additionsfrage von Gender und Race und Klasse/Lokalität und sexueller Orientierung zu fassen, sondern die jeweiligen Kategorien als interdependent zu verstehen. Man spricht in diesem Zusammenhang in der Tradition Gramscis von ›artikulierten Kategorien‹ (vgl. McClintock 1995: 7). D.h. eine gegenwärtige afro-amerikanische Weiblichkeit (Single Mother Haushalte, Sklavereigeschichte) ist anders konstruiert, z.B. als je unterschiedliche afrikanische Weiblichkeiten (verschiedene Formen von Postkolonialität, häufig Kontrolle von Landwirtschaft durch Frauen) oder ›weiße‹ US-amerikanische Weiblichkeit, die sich wiederum in einigen Punkten von europäischer, speziell deutscher (siehe Rabenmütterdiskurs) ›weißer‹ Weiblichkeit unterscheiden kann. Eine solche Sichtweise impliziert natürlich auch die Kontextabhängigkeit anderer Kategorien: Race/Ethnizität differiert nach Perspektive, im radikalen Fall sogar in einer Person je nach Lokalität. Eine dunkelhaarige rumänische Freundin – fast ohne Akzent – wird in Deutschland ständig mit der Verweisungsfrage ›Woher kommst Du‹ traktiert (vgl. Yildiz 1999). In Rumänien war sie mit einem dunkelhäutigen Kollegen aus Ecuador verabredet, den sie auf der Straße von einem Internetfoto wieder erkannte. Als sie ihn mit dem Namen anrief, gab er seiner Verwunderung Ausdruck, dass ihn eine ›weiße‹ Frau anspricht.

4. Hegemonie(selbst)kritik

Ein zentraler Punkt des Denkens in Intersektionalitäten ist, dass es die Wahrnehmung und die Kritik hegemonialer Positionen begünstigt. Es ist eine epistemologische Voraussetzung jeder Gender-Perspektive, dass Maskulinität universell menschlich gesetzt wird (das grammatische männliche Geschlecht repräsentiert vorgeblich alle) und Frauen als Sonderform durch Inklusion ausgeschlossen werden. Dieser Universalisierung wurde von der Frauenbewegung eine partikulare Selbstermächtigung gegenübergestellt. Nicht klar war allerdings, dass nicht nur Männer hegemoniale Positionen einnehmen können, sondern auch Frauen. Auf der Ebene der Intersektionalität wurde auch die Frauenbewegung antiuniversalistisch herausgefor-

dert, z.B. von lesbischen Frauen. Diese wiesen auf eine universalisierende Vorannahme von Heterosexualität hin. Der poststrukturalistische Feminismus zeigte auf, dass die Annahme eines ›natürlich‹ biologischen Sex unreflektiert Körper, Reproduktion und Sexualität verkoppelt, und damit einen bestimmten Typ Weiblichkeit universalisiert, nämlich die heterosexuelle Mutter, und dass damit der Begriff des biologischen Geschlechts heteronormativ ist (Queer Theory). Eine weitere anti-universalistische Erfahrung betraf die überwiegende Mehrheit der Protagonistinnen des zweiten amerikanischen Feminismus, nämlich ihrer ›weißen‹ Mitglieder. Sie wurden von ›women of color‹ dazu genötigt, zu erkennen, dass, wenn sie über Frauen redeten, sie nur ›weiße‹ Mittelklassefrauen meinten, und dass sie die Kategorie Frau so verwendeten, dass sie die Race-Erfahrung und den Geschlechtscharakter schwarzer Frauen ausschloss.⁴ Erst ein Konzept von Whiteness als sowohl unsichtbarer wie hegemonialer Norm, das mit der weit verbreiteten Vorstellung aufräumt, dass nur ›nicht-weiße‹ Ethnien eine ›Rasse‹ haben und ›weiße‹ Menschen *raceless* sind, verändert die Sprechperspektive und den epistemologischen Raum. Angloamerikanische ›Critical Whiteness Studies‹, die im letzten Jahrzehnt von einer deutschen ›Kritischen Weißseinsforschung‹ aufgenommen wurden, stellen sich dieser ›falschen Universalisierung‹ (Frye 1983: 117).⁵ Begreift man Geschlecht *als* intersektionale Kategorie, scheint in der Positionierung vieler Frauen der nordwestlichen Hemisphäre zumindest eine Kategorie (›Weißsein‹) auf, in der sie eine hegemoniale/universale Position einnehmen.

Zusammengefasst sind folgende Topoi intersektionellen Denkens angesprochen worden:

- Miteinander verwobene Systeme vielschichtiger und simultaner Unterdrückung
- Kritik systematischer Ausschlüsse und Ausschluss durch Inklusion
- Verständnis von Einzelkategorien wie ›Rasse‹, Klasse, Gender *als* interdependent
- Kritik additiver Zugänge von Mehrfachunterdrückungen
- Verweigerung der Universalisierung von Einzelkategorien.

4 | Ausführlicher zu den ›antiuniversalistischen Herausforderungen‹ der Frauenbewegung vgl. Dietze 2006b: 65.

5 | ›Critical Whiteness Theory‹ hatte besonderen Einfluss in den Gender Studies. In der amerikanischen Forschung waren die Arbeiten der Psychologin Ruth Frankenberg einflussreich (vgl. Frankenberg 2001). Wichtige deutschsprachige Veröffentlichungen vgl. Eggers u.a. 2006; Tißberger u.a. 2006; Wollrad 2005.

Theoretische Ansätze wie ›Masculinity Studies‹, die Androzentrismus herausfordern, oder ›Critical Whiteness Studies‹, die ›Weißsein‹ herausfordern, sind aus dieser innertheoretischen Reflexion der Existenz unmarkierter hegemonialer Aspekte innerhalb kritischer Positionen entstanden. Explizit in die Tradition der Frauenbewegung stellen sich Formationen wie ›Transnational Feminism‹ (vgl. Kaplan/Alarcon/Moallem 1999) und ›Feminist Postcolonial Studies‹ (vgl. Lewis/Mills 2003), die, ansetzend an den Kritiken von Gayatri Chakravorty Spivak und Trinh T. Minh-ha, einen selbstkritischen Intersektionalitätsansatz entwickelt haben.

Nun wird häufig eingewandt, dass solche selbstreflexiven Theoreme bestenfalls analytischen aber keinen politischen Wert haben. Es wird gesagt, die Vorstellung, je einzelne Individuen seien Komposita von Hegemonien und Diskriminierungen, verunmögliche eine kohärente Analyse und verhindere politische *agency*. Im transnationalen Feminismus wird diese Kritik aufgenommen und in ein neues Bündnisprinzip umgeformt, das – wie bereits erwähnt im Konzept ›verstreute Hegemonien‹ – für einzelne Positionen temporäre und punktuelle Allianzen vorschlägt. Zum Beispiel kann der Prekaritätsdiskurs Akademiker ohne Anstellung mit Menschen ohne gesicherte Aufenthaltsgenehmigung kurzfristig verbinden (z.B. in einer 1. Mai Kampagne), oder es finden in der Frage von Kinderbetreuung und verantwortlicher Vaterschaft Gleichstellungsfeminismus und ein christdemokratisches Familienministerium zusammen.

5. ›Queering Intersectionalities‹

Eine weitere Dimension politischer Intervention mittels intersektionaler Analyse ist die Möglichkeit, Herrschaftspraktiken umzuarbeiten oder zu resignifizieren. Hierfür bietet ›Queer Theory‹ als (hetero)normativitätskritischer Ansatz einen Rahmen. Letztere wird seit einigen Jahren mit Intersektionalitätsansätzen (insbesondere in Fragen von ›Rasse‹/Ethnizität, Geschlecht, sexueller Orientierung und Nation) in Beziehung gesetzt und hat eine Denkformation entwickelt, die sich ›Queer Intersectionality‹ nennt. Diese rekurriert auf die Tatsache, dass ›Queer Theory‹ lange Zeit intersektionalitätsblind war und Intersektionalitätsansätze die Frage von Sexualität und Heteronormativität weitgehend ausgeklammert oder in falsch verstandener Arbeitsteilung an ›Queer Theory‹ delegiert haben (vgl. Haper/Muñoz/Rosen 1997). Inzwischen sind aber neue Ansätze wie die ›Queer of Color‹ und ›Queer of Diaspora Theory‹ entstanden. Hegemoniekritische Ansätze wie ›Critical Whiteness Theory‹, ›Masculinity Theory‹ oder ›Postcolonial Feminism‹ konzentrieren sich auf *eine* universalisierende Dimension (›Weißsein‹, Androzentrismus, Eurozentrismus). ›Queer

Intersectionality« dagegen inszeniert die Destabilisierung von Herrschaft in der Umarbeitung oder Resignifizierung von *mehreren* unterschiedlichen Machtstrukturen, wie sie in der folgenden Versuchsanordnung – schwule Ehe – entwickelt wird:

Hier soll das Verhältnis von Ehe, Staatsbürgerschaft, Heteronormativität und Nation an der Intersektionalität von sexueller Orientierung, »Ethnizität«, Geschlecht, Religion und Lokalität sowohl als Schauplatz »verstreuter Hegemonien« als auch von queerer Resignifikation entfaltet werden.⁶ Wie die Queer-Theoretikerin Antke Engel schlüssig argumentiert hat, steht das Gesetz zur »Eingetragenen Lebenspartnerschaft« (»Homo-Ehe«) von 2001 im Spannungsverhältnis der Gleichzeitigkeit von »rigider Normativität« und »flexibler Normalisierung« (Engel 2002: 194). Flexibilität zeigt sich in der Zulassung eines Ehe-Imitats. Die Normativität zeigte sich in der politischen Entscheidung, die »richtige« heterosexuelle Ehe zu privilegieren, besonders im empfindlichen Adoptions- und Rentenrecht. Ohne diese deutliche Grenzziehung wäre nach Engel irrelevant, ob die Partner homo- oder heterosexuell sind und damit würde die »soziokulturelle Bedeutung von Heterosexualität« (ebd.: 225) devaluiert.

Erweitert man Engels Blick auf die Ehe mittels einer queer intersektionalen Perspektive, wie sie »Queer of Color« und »Queer Diaspora Critique« anbieten, stößt man auf folgenden Doppelstandard: Die gesetzliche Reglementierung der Ehe bevorzugt nicht *alle* heterosexuellen Ehen. Staatliche Organe verfolgen so genannte »Scheinehen« mit »Ausländer/Innen«, die sich über diesen Weg legalisieren könnten. Heterosexualität steht allerdings nicht im Zentrum, wenn die Ausländerpolizisten in Schlafzimmern nach Vollzugsnachweisen schnüffeln, sondern es geht darum, eine »Erschleichung« von Aufenthaltserlaubnissen zu vermeiden. Paradoxerweise legt man damit generative Tätigkeit nahe, die zu Kindern führen könnte, die nicht erwünscht sind.

Genau das will ein neues Ausländergesetz, nämlich ein Nachzugsverbot junger Bräute (unter achtzehn) aus der Türkei, um »ethnisch unerwünschte«, nicht Deutsch sprechenden Kinder von »verkauften Bräuten« zu verhindern. D.h. staatliche Ehe- und Sexualpolitiken sind nicht nur ausschließlich heteronormativ motiviert. Wenn es um Staatsbürgerschaft (Nation) geht, wird »Reprosexualität« (Edelmann 2004) privilegiert. Wenn es um die biopolitische Planung der Zusammensetzung von Bevölkerungen geht, sind Okzidentalität und eine Positionierung gegen orientalisches Patriarchat und »Kinderbräute« das Kriterium.⁷

6 | Das Beispiel ist eine weiter entwickelte Fassung einer früheren Veröffentlichung von Dietze/Haschemi Yekani/Michaelis 2007: 134f.

7 | Versucht man »Critical Whiteness Theory« in den deutschen Diskurs

Die hier beschriebene Konstellation könnte einem Verfahren unterzogen werden, das man in der ›Queer of Color‹ Forschung eine Politik der ›Disidentifikation‹ nennt (vgl. Muñoz 1997). Darunter versteht man ein spielerisches (Über)erfüllen hegemonialer Ansprüche bei gleichzeitiger Unterwanderung der Normen. Dabei werden die eigentlich erwarteten Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensnormen so re-arrangiert, dass ihre machtgestützte Verfasstheit sowohl transparent als auch in einer Art ›semiotischer Guerillataktik‹⁸ re-arrangiert wird. Aus den oben entwickelten unterschiedlichen Normalisierungs- und Hierarchisierungsimperativen des Staates gegenüber dem Institut ›Ehe‹, wenn es je Homosexuelle oder ›Ausländer‹ betrifft, ließe sich ›disidentifizierend‹ eine veruneindigende Kette bilden. Stellen wir uns erstens ein deutsches lesbisches Paar vor, das Kinder will und damit einen Wunsch nach sozialer Vaterschaft des Erzeugers verbindet. Stellen wir uns zweitens einen kurdischen Asylbewerber mit begrenztem Aufenthaltsrecht vor, der seine Braut aus der Türkei ins Land holen will. Stellen wir uns weiterhin vor, beide Konstellationen schließen ein Bündnis auf Zeit. Eine der beiden deutschen Lesben geht mit der in Aussicht genommenen türkischen Braut eine eingetragene Lebenspartnerschaft ein, was dieser möglicherweise eine unverdächtigere Einreise in die BRD ermöglicht. Der potentielle Bräutigam mit prekärem Aufenthaltsstatus dagegen geht eine ›Scheinehe‹ mit der anderen Freundin ein. Die durch künstliche Befruchtung mit dem Samen des Ehepartners eingetretene Schwangerschaft ›beweist‹ gegenüber den Behörden in einem DNA-Test den sicheren Vollzug der Ehe, die Vaterschaft wird anerkannt und dem Aufenthaltsrecht steht nichts mehr im Weg.

Es handelt sich bei dieser Spielüberlegung nicht nur um eine Gebrauchsanweisung für ein die staatliche Disziplinierung unterlaufendes Täuschungsmanöver, sondern um eine intersektionale Verquerung, die Simultaneität und Doppelstandards von Diskriminierungspraktiken gleichzeitig nutzt wie auch unterläuft. Dabei werden sowohl die Identi-

zu transferieren, fällt im letzten Jahrzehnt eine Binarität zum ›Orientalischen‹ – festgemacht an türkischer Migration – ins Auge. Als Position hegemonialer Selbstkritik kommt so Okzidentalität in den Blick. Bezug nehmend auf latein-amerikanische postkoloniale Theorie, die koloniale und postkoloniale eurozentrische Hegemonie auch ›Okzidentalismus‹ nennt (vgl. Coronil 2002), ist ein Untersuchungsparadigma ›Kritischer Okzidentalismus‹ entwickelt worden (vgl. Dietze 2006a; Dietze/Hornscheidt 2006).

8 | Der ursprünglich von Umberto Eco als ›semiologische Guerilla‹ eingeführte Begriff beschreibt eine Besetzung und subversive Umarbeitung vorgefundener Sinnzusammenhänge insbesondere im medialen Text (vgl. Eco 1967).

täten lesbisch/hetero, wie auch Nation/Lokalität/Staatsbürgerschaft und Sexualpraktiken (Reprosexualität) durchkreuzt und gleichzeitig transkulturelle Positionierungen eingenommen. Eine solche Konstellation zu erfinden, ist nur möglich, weil sowohl ›Queerness‹ wie Ethnizitäts-/Weißheitspositionen umbesetzt und punktuelle und temporale Bündnisse eingegangen werden. Die Allianzen beziehen sich nicht auf alle Aspekte einer Persönlichkeit, sondern nur auf jeweilige Aggregatzustände nationaler, sexueller und reproduktiver Zugehörigkeit. Möglicherweise sind sie auch zeitlich befristet. Anders ausgedrückt, die hier auf die Bühne gestellten ProtagonistInnen ›disidentifizieren‹ (Muñoz 1997) ihre geschlechtlichen, sexuellen, nationalen und lokalen ›Identitäten‹, indem sie Persönlichkeitsfragmente, die auf *einer* Bühne stigmatisiert sind (z.B. Fremdsein mit problematischem Aufenthaltsstatus) auf einer *anderen* Bühne inszenieren (heteronormative Reproduktion) um einem deutschen Konzept ›ethnisierter Staatsbürgerschaft‹ performativ zu genügen. Transkulturelle Dezentrierung raubt einer eurozentristischen ›weiß/okzidental Hegemonie das Privileg der Einheit von ›herrschenden Körpern‹ und Position. Auch nicht-›weiße‹ Körper (siehe Obama) können inzwischen hegemoniefähig sein. Sie öffnet das Feld für *einige* ›Andere‹. Mittels ›toleranzpluralistischer projektiver Integration‹ (vgl. Engel 2008: 46) können bestimmte attraktive Minderheiten sogar modellhaft für hybridisierte Lebensformen werden (schwule Eltern, postkoloniale Intellektuelle). Außerdem korrespondieren transkulturelle Modelle mit der Notwendigkeit von Flexibilisierung in globalen Märkten. Gut ausgebildete und mehrsprachige Mittel- und Oberschichten brauchen diese Flexibilisierung, um konkurrenzfähig zu sein. Wenn allerdings Machtfragen (Kapitalismus, postkolonialer Imperialismus) nicht mitreflektiert werden, bleiben andere Effekte auf ebenfalls ›flexibilisierte‹ und auch durchaus transkulturelle Akteure in diesen Märkten unsichtbar: illegale Einwanderer, ›sans papiers‹, in Grenzlagern internierte oder abgeschobene Migranten und Asylbewerber, Prostitutionsmigration und Objekte von Sex-Tourismus, in der Peripherie angeworbene Hausangestellte, AltenpflegerInnen, Au Pairs in unsicherer Rechtslage (vgl. Hess 2005). Es sind aber nicht nur die unterprivilegierten Transkulturellen unbedacht, sondern vor allem der Anteil der transkulturellen Eliten an deren Lage. Denn diese sind strukturell Profiteure prekarisierter Arbeitsverhältnisse der transkulturellen Unterklassen.

Denken in Intersektionalitäten erzwingt, die ›Situiertheit des eigenen Wissens‹ (vgl. Haraway 1995), seine ›Wahrheitsproduktion‹ und potentielle Hegemonialität zu reflektieren. Eine queer-intersektionale Perspektive, wie sie an dem Gedankenspiel ›Schwule Ehe versus biopolitisch gesteuerte Einwanderungspolitik‹ deutlich wurde, ermöglicht an der Achse Normkritik eine genauere Bestimmung sich gegenseitig durchkreuzender (quee-

rer) Untersuchungsperspektiven. Es wurde deutlich, dass die ›Achsen der Differenz‹ (vgl. Knapp/Wetterer 2001) nicht nur vertikal oben/unten (Deutsche/Ausländer), sondern auch ›quer‹ (Hetero/Homo) liegen können und dass durch diese Verschiebungen und Verkantungen dritte Effekte generiert werden. An diesen Reibungspunkten von Normgefügen können ›in-between spaces‹ entstehen, in denen Praktiken der Disidentifikation oder Resignifizierung möglich sind.

Charakteristisch für solche Strategien ist, dass sie *mit* den Regeln *gegen* die Regeln spielen. Sabine Hark entwickelt für diese Strategie den Begriff ›Dissidente Partizipation‹: »Teilhabe, ja Akzeptanz der herrschenden Spielregeln ist die paradoxe Voraussetzung ihrer Veränderung« (Hark 2005: 73). Bezug nehmend auf einen Aufsatz von Foucault mit gleichnamigem Titel spricht Judith Butler in »Was ist Kritik?« von Entunterwerfung (*désassujettissement* – *desubjugation*) (vgl. Butler 2001; Foucault 1999). Voraussetzung der Entunterwerfung ist eine Kritik, deren Hauptaufgaben *nicht* darin besteht

»[...] zu bewerten, ob ihre Gegenstände – gesellschaftliche Bedingungen, Praktiken, Wissensformen, Macht und Diskurs – gut oder schlecht, hoch oder niedrig geschätzt sind; vielmehr soll die Kritik das System der Bewertung selbst herausarbeiten. Welches Verhältnis besteht zwischen Wissen und Macht, so dass sich unsere epistemologischen Gewissheiten als Unterstützung einer Strukturierungsweise der Welt herausstellen, die alternative Möglichkeiten des Ordners verwirft.« (Butler 2001: o.S.)

Ein paar Zeilen weiter beschreibt Butler Kritik als Praxis, »in der wir die Frage nach den Grenzen unserer sichersten Denkweisen stellen« (ebd.). Diese Überprüfung der Bedingungen des eigenen Denkens, oder das auf sich selbst Anwenden der Kritikparameter nennt Sabine Hark ›reflexive Produktivität‹. Anders ausgedrückt kann man auch von einer Verbindung regelaffiner Normkritik und Entsubjektivierung sprechen.

Conclusio

Ein Denken in der Kategorie ›Transkulturalität‹ hat deutliche Vorteile: Es will die Vorstellung einer vermeintlichen Geschlossenheit und ethnischen Reinheit von über Abstammung definierten ›Kulturen‹ im Zuge der Globalisierung überwinden und die Anerkennung unterschiedlicher Identitätsformen innerhalb einer Gesellschaft vorantreiben. Transkulturalität bedeutet, dass Raum, Bewegung, Geschichte und Erfahrung von Individuen und Gemeinschaften zunehmend miteinander verknüpft sind. Die Vor-

stellung hebt auf die de facto Existenz hybridisierter Kulturen ab und sieht in der Vermischung eine Möglichkeit der De-Hierarchisierung von Differenz. Die Bezugsgröße dieser Neuformierung sind allerdings ›Nation‹ und/oder ›Ethnie‹. Wie oben entwickelt bleibt jedoch neben der – inzwischen bearbeiteten – Genderblindheit des Konzeptes (vgl. Mae/Saal 2007) das Problem der Machtentstehung (z.B. Kolonialismus, Kapitalismus) und daraus erwachsende Machtverteilung (Statusmarginalisierung aufgrund von ›Rasse‹, Klasse, Lokalität, Religion) vergleichsweise unreflektiert. Bleiben diese Positionen unmarkiert, ist immer davon auszugehen, dass die Sprecher/Innen (eigene) hegemoniale Positionen in diesem Feld nicht mitdenken.

Ein ›integrales‹ Denken in Intersektionalitäten (vgl. Walgenbach 2007: 58f.) dagegen hat eine inhärente Produktivkraft zur Hegemonieselbstkritik. *Alle* Frauen bergen in sich Positionalitäten der Subalternität, *viele* Frauen nehmen aber gleichzeitig hegemoniale Positionen ein. *Alle* Männer besetzen zumindest eine hegemoniale Position, *einige* ›weiß/okzidentale Männer sind in anderen Positionen depriviliert (z.B. homosexuell, arm oder behindert), aber *alle* Männer mit sichtbarer Race-Markierung und/oder hörbarem Migrationshintergrund haben (zur Zeit und in Deutschland) eine Position der Marginalisierung. Ohne eine Selbstreflexion und Theoretisierung der hegemonialen Positionen (Masculinity, Critical Whiteness/Okzidentalismus, Heteronormativität) entsteht keine wirkliche De-Hierarchisierung, wie sie z.B. für einen politischen Begriff von Hybridität als »Ort der Differenz ohne Hierarchie« (Bhabha 2005: 5) Voraussetzung ist.

Die dafür erforderliche Hegemonie(selbst)kritik kann nicht im luftleeren Raum des abendländischen Erkenntnissubjekts produktiv werden, sondern muss in Rechnung stellen, dass dezentrierende Epistemologien Ergebnisse politischer Kämpfe sind (Bürgerrechtskämpfe, koloniale Befreiungsbewegung, ›black‹ und ›postcolonial feminism‹, ›queer nation‹, Antiglobalisierung oder Kanak Attack). Reflexion eigener ›verstreuter Hegemonien‹ wird nicht unherausgefordert erworben, sondern ist Bestandteil unabschließbarer politischer Prozesse, die bewegliche Erkenntnisstandpunkte, wechselnde Allianzen und ein ständiges Überprüfen von Wahrheitsproduktion und Wissenssituierungen benötigen.

Literatur

Balibar, Etienne (1990): Gibt es einen »neuen Rassismus«, in: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel (Hg.): Rasse, Klasse, Nation, Hamburg: Argument Verlag, S. 23-38.

Bhabha, Homi (2000): Die Verortung der Kultur. Berlin: Stauffenberg.

- Butler, Judith (2001): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend, in: <http://transform.eipcp.net/transversal/0806/butler/de>
- Chow, Rey (1991): Violence in the Other Country: China as Crisis, Spectacle, and Woman, in: Talpade Mohanty, Chandra (Hg.): Third World Women and the Politics of Feminism, Bloomington: University of Indiana Press, S. 81-100.
- Combahee, River Collective (1981): A Black Feminist Statement, in: Moraga, Cheri/Anzaldua, Gloria (Hg.): This Bridge Called my Back. Writings by Radical Women of Color, New York: Persephone Press, S. 210-218.
- Coronil, Fernando (2002): Jenseits des Okzidentalismus. Unterwegs zu nichtimperialen geohistorischen Kategorien, in: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 176-219.
- Costa, Sergio (2007): Ein Ort für den schwarzen Körper, in: Diehl, Paula/Koch, Gertrud (Hg.): Der Körper als Medium. Inszenierungen der Politik, München: Fink, S. 141-160.
- Crenshaw, Kimberlé (1998): Demarginalization the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics, in: Phillips, Ann (Hg.): Feminism and Politics, Oxford: Oxford University Press, S. 314-342.
- Dietze, Gabriele (2006a): Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figurationen hegemonialer Selbstreflexion, in: Tißberger u.a., S. 219-249.
- Dietze, Gabriele (2006b): Gender Studies und Hermaphroditismus, in: Dietze, Gabriele/Hark, Sabine (Hg.): Gender Kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie, Königstein i.Ts.: Helmer, S. 46-69.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2007): »Checks and Balances«. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory, in: Walgenbach, Katharina u.a. (Hg.): Geschlecht als interdependente Kategorie, Bielefeld: Budrich, S. 107-141.
- Eco, Umberto (1967): Über Gott und die Welt, München: Hanser.
- Edelman, Lee (2004): No Future. Queer Theory and the Death Drive, Durham: Duke University Press.
- Eggers, Maureen Maisha u.a. (Hg.) (2006): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Engel, Antke (2008): Gefeierte Vielfalt. Umstrittene Heterogenität. Befriedete Provokation. Sexuelle Lebensformen in spätmoderner Gesellschaft,

- in: Bartel, Rainer/Holzschuh, Ebe/Kammerling, Zilli (Hg.): Heteronormativität und Homosexualitäten, Innsbruck: Studien Verlag, S. 43-65.
- Foucault, Michel (1999): Was ist Kritik? Berlin: Merve.
- Frankenberg, Ruth (2001): The Mirage of Unmarked Whiteness, in: Brander Rasmussen, Birgit (Hg.): The Making and Unmaking of Whiteness, Durham: Duke University Press, S. 72-96.
- Frye, Marilyn (1983): On Being White: Thinking toward a Feminist Understanding of Race and Race Supremacy, in: Frye, Marilyn (Hg.): The Politics of Reality: Essays in Feminist Theory, Freedom: Crossing Press, S. 110-127.
- Grewal, Inderpal/Kaplan, Care (Hg.) (1994): Scattered Hegemonies: Postmodernity and Transnational Feminist Practice, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Hall, Stuart (2000): Rassismus als ideologischer Diskurs, in: Räthzel, Nora (Hg.): Theorien über Rassismus, Hamburg: Argument, S. 7-17.
- Haraway, Donna (1995): Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, in: Haraway, Donna (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 73-97.
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Harper, Phillip Brian/Muñoz, José Esteban/Rosen, Trish (1997): Queer Transexions of Race, Nation, and Gender: An Introduction (Social Text 52-53), Durham: Duke University Press, S. 1-4.
- Heidenreich, Nanna (2006): Von Bio- und anderen Deutschen: Aspekte der V/erkennung des deutschen Ausländerdiskurses, in: Tißberger u.a., S. 203-219.
- Heitmeyer, Wolfgang (2006): Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Gesellschaftliche Zustände und Reaktionen in der Bevölkerung aus 2002 bis 2005, in: Deutsche Zustände, Folge 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 15-36.
- Hess, Sabine (2001): Das Comeback der Dienstmädchen, in: Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg.): Geschlecht und Globalisierung: Ein kulturwissenschaftlicher Ausflug durch transnationale Räume, Königstein i.Ts.: Helmer, S. 102-127.
- Hess, Sabine (2005): Globalisierte Hausarbeit. Au-Pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hornscheidt, Antje/Dietze, Gabriele (2006): Kritischer Okzidentalismus. Ein Zwischenruf, in: Forum Kommune 2, S. 124-127.

- Hull, Gloria T./Bell Scott, Patricia/Smith, Barbara (1982): *All the Women are White, All the Blacks are Men, and Some of Us are Brave*, Old Westbury: Feminist Press.
- Kaplan, Caren/Alarcon, Norma/Moallem, Minou (Hg.) (1999): *Between Women and Nation: Nationalism, Transnational Feminisms, and the State*, Durham: Duke University Press.
- Kerner, Ina (2005): Forschung jenseits von Schwesternschaft. Zu Feminismus, Postkolonialen Theorien und Critical Whiteness Studies, in: Harders, Cilja/Kahlert, Heike/Schindler, Delia (Hg.): *Forschungsfeld Politik. Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaft*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 217-238.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (2001): *Achsen der Differenz*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lewis, Reina/Mills, Sara Mills (Hg.) (2003): *Feminist Postcolonial Theory*, New York: Routledge.
- Mae, Michiko/Saal, Britta (Hg.) (2007): *Transkulturelle Genderforschung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- McClintock, Ann (1995): *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*, New York: Routledge.
- Muñoz, Jose Esteban (1997): *Disidentifications. Queers of Colors and the Performance of Politics*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Obama, Barack (2006): »An honest government. A hopeful future«, in: Barack Obama Washington DC Office, http://obama.senate.gov/speech/060828-an_honest_gover/.
- Saal, Britta: *Kultur in Bewegung: Zur Begrifflichkeit von Transkulturalität*, in: Mae/Saal, S. 21-37.
- Spelman, Elizabeth V. (1988): *Inessential Woman. Problems of Exclusion in Feminist Thought*, London: Woman's Press.
- Tißberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hzàn, Daniela/Husmann-Kastein, Jana (Hg.) (2006): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Studien zu Gender und Rassismus*, Berlin: Lang.
- Walgenbach, Katharina (2007): Gender als interdependente Kategorie, in: Walgenbach, Katharina u.a. (Hg.): *Geschlecht als interdependente Kategorie*, Bielefeld: Budrich, S. 23-65.
- Welsch, Wolfgang (2002): »Kulturverständnis. Netzdesign der Kulturen«, in: *Kulturaustausch Online*, <http://cms.ifa.de/index.php?id=welsch>.
- Wollrad, Eske (2005): *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*, Königstein i.Ts.: Helmer.
- Yildiz, Yasemin (1999): Keine Adresse in Deutschland, in: Gelbin, Cathy S./Konuk, Kader/Piesche, Peggy (Hg.): *AufBrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland*, Königstein i.Ts.: Helmer, S. 224-236.

